

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).*)

Von Pfarrer A. Riefterer in Müllen, Baden.

Neunter Artikel. (Schluß.)

C. Warnung vor dem Richten. (7, 1—6).

1. Nachdem der Herr die Seinen ermahnt, im Himmel mit seinen unvergänglichen Schätzen das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Strebens zu erkennen, deshalb vom Irdischen sich nicht fesseln zu lassen, sondern nach dem Reiche Gottes zu trachten, zeigt er jetzt, daß dieser auf das Himmelreich gerichtete Sinn frei bleiben muß von liebloser Strenge, von unzeitigem Eifern, daß der nach dem Himmelreiche Strebende wie eines rechten Verhältnisses zu Gott so auch eines gerechten Benehmens gegen den Nebenmenschen sich zu befleißigen nicht den Nächsten, sondern sich selbst zu richten hat. Nichts ist zur Erlangung des Himmelreichs nothwendiger als das Böse in sich selbst zu erkennen und seine Ausrottung vor allem andern sich angelegen sein zu lassen. Nichts aber ist dieser Erkenntnis und Besserung seiner selbst so hinderlich als die Gewohnheit, den Nächsten zu richten, hochmüthig wider seine Gebrechen zu eifern. Darum warnt der Herr eindringlich davor.

Auch diese Mahnung des Herrn hat ihre Spitze gegen die Geppflogenheit des pharisäischen Israel, dem das Richten gewissermaßen im Blute lag. Die Pharisäer betrachteten es als eine Forderung des Gesezes, recht schroff und strenge im Urtheile über andere zu sein, namentlich die Nichtpharisäer, besonders die Heiden zu verdammen. Vor solchem falschen Eifer, solch hochmüthiger selbstgefälliger Strenge, warnt der Herr, indem er den Seinen zuruft: 1. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“

Richtet nicht ist nicht gleich: verdammet nicht! denn es müßte, wenn das Griechische so zu verstehen wäre, wie auch sonst (Röm. 2, 1; 14, 4; Gal. 5, 10; Hebr. 10, 30), durch den Zusammenhang angezeigt sein (Schanz). Richten heißt vielmehr: Gericht halten. Da aber jedem Gericht halten eine Anklage vorausgehen muß und in dem von Jesus gesetzten Falle Kläger und Richter eine Person sind, ist „nicht richten“ gleichbedeutend mit „nicht anklagen“ und zugleich mit „losprechen“. Der verneinende Satz in den bejahenden umgestaltet, hieße somit das Gebot Jesu: Sprechet los! Der Warnung: Richtet nicht! entspricht das Gebot: Sprechet los! Daß das der Sinn der Worte Jesu ist, lehrt Luk. 6, 37, wo auf „Richtet nicht“ als dessen Erklärung folgt: „Gebet frei, auf daß ihr freigegeben werdet.“ Der Herr will also sagen: „Klaget nicht an, vertheidiget vielmehr, verurtheilet nicht, sondern sprecht los (Schegg)! Schauet die Handlungen eurer Mitmenschen von der Seite an, nach welcher sie gerechtfertigt oder entschuldigt werden können. Reget nicht den

*) Siehe Jahrgänge 1896, 1897 und 1898.

Maßstab der Strenge, sondern den der Liebe und Milde an (1 Cor. 13, 4 f.). Selbstverständlich wird durch dieses Gebot nur das Privat-urtheil über die Handlungen anderer betroffen, nicht aber das öffentliche Rechtsverfahren noch auch die brüderliche Zurechtweisung und das Privaturtheil in ganz unzweifelhaften Fällen, denn was schlecht ist, muß schlecht bleiben, und was tadelnswert ist, kann man nicht loben. Uebrigens wird der Christ sich mit den Angelegenheiten des Nächsten überhaupt nicht beschäftigen, so lange nicht für ihn oder die Gesellschaft ein Schaden entsteht oder von der brüderlichen Zurechtweisung kein Erfolg zu erwarten ist.

Der Herr gibt auch an, was uns zum Nichtrichten bewegen soll: Richten sollen wir nicht, „damit wir nicht gerichtet werden“, das heißt also nach dem Sinne des Vorderatzes, damit wir selbst beim messianischen Gerichte (denn von diesem ist die Rede) losgesprochen werden (vgl. Jak. 2, 13; Gal. 6, 1). Einige haben an das Richten durch andere gedacht. Aber das ist nicht entsprechend, weil B. 2 dazu nicht paßt und die Vergeltung in der ganzen Rede die messianische ist (5, 1—12; 19, 20, 22, 25, 29; 6, 1 u. f. w.)

Ist aber Nichtrichten, um selbst nicht gerichtet zu werden, nicht ein unwürdiger, der christlichen Vollkommenheit gar wenig entsprechender Beweggrund? Nein, denn es liegt darin nicht der Ausdruck einer eigennützigen Klugheitsregel, sondern der Ausdruck der Demuth und Anerkennung der eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit. Nicht richten, um selbst Gnade zu finden, ist eines Christen ebenso wenig unwürdig, als den Schuldigern zu vergeben, um selbst Vergebung zu erlangen. Wie aber vergeben allein nicht ausreicht, um Vergebung zu erlangen, so ist auch die Enthaltung von unchristlichem Richten allein nicht genügend, um selbst von Gott ein gnädiges Urtheil zu erlangen. Es müssen auch die andern Gebote erfüllt werden. Uebrigens wird derjenige, der in allweg dieser Mahnung folgt, auch im andern so handeln, daß er bestehen kann.

2. Da man aber so sehr geneigt ist, zu richten, so begründet der Herr, damit man wohl erwäge, was daraus folgt, seine Mahnung mit einem bei den Juden sehr üblichen Sprichworte vom strengen Wiedervergeltungsrechte: Wie du — so dir! Der Gedanke ist ausgesprochen zuerst in der Sache, dann im Bild. Dieses Bild vom Maße kommt auch sonst zur Anwendung. So Luk. 6, 38, wo es verbunden ist mit der Forderung, zu geben. Vertheidiget, sprecht los, damit auch der himmlische Richter euch in Schutz nehme und lösspreche, „denn nach welchem Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet, und nach welchem Maße ihr messet, wird euch gemessen werden“ von Gott. Je nachdem du vertheidigt und losgesprochen, oder angeklagt und verurtheilt hast, wirst auch du vertheidigt und losgesprochen oder angeklagt und verurtheilt werden, — je nachdem dein Maß das Maß der Strenge oder Güte war, wirst auch du voll zurück erhalten das Maß der Strenge oder Güte. Mit dem

göttlichen Gerichtsmaße kann gedroht werden, zwar nicht insoferne es in der Ungerechtigkeit wohl aber in der Strenge uns vergeltender Gerechtigkeit dem menschlichen entsprechen wird. Urtheile also, da du so leicht ungerecht und strenge urtheilst, gar nicht; wenn es aber überhaupt am Plage ist, mild und gütig, damit du nicht durch das Gegentheil wenn auch nicht ein ungerechtes, so doch ein strenges und unerbittliches Gericht Gottes über dich herausforderst, denn indem du den Nächsten unnachsichtlich richtest, willst du gewissermaßen, daß auch deine Sünden einer strengen Untersuchung unterworfen werden und kannst dich nicht beklagen, wenn du selbst strenge Rechenschaft wirst zu bestehen haben.

Es ist zu beachten, daß es heißt „nach“ welchem Maße wörtlich in Gemäßheit welchen Maßes, nicht eigentlich „mit“ welchem Maße. Unser Maß ist nicht ohne weiteres Gottes Maß, sondern nur das Vorbild seines Maßes. Von uns hängt es ab, ob er das Maß der Strenge oder der Milde gebraucht. In beiden Fällen mißt er aber mit seinem eigenen Maße. (Schanz).

3. Jesus zeigt nun in ungemein kraftvollen Worten die giftige Wurzel, aus welcher die böse Gewohnheit des Richtens sproßt: Hochmuth und Heuchelei. Durch die Form der Anrede wird die Darlegung sehr lebhaft und bewegt.

„Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, merkst aber nicht den Balken in deinem Auge?“ Weil man im eigenen Auge etwas nicht im strengen Sinne sehen kann, wählt Jesus das zweitemal „merken“, „innerwerden“ (Schegg). So lange du selbst Balken in deinem Auge hast, ist es ein ungeheurer Hochmuth und große Heuchelei von dir, den Bruder um eines Splitters willen zur Rede zu stellen. „Oder“, sag' selbst, „wie darfst du zu deinem Bruder sagen, halt ich möchte den Splitter aus deinem Auge herausziehen und siehe der Balken in deinem Auge!“ Die Auslassung der Copula gibt dem Worte großen Nachdruck. „Heuchler, zieh' zuerst den Balken aus deinem Auge und alsdann magst du zusehen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders zu ziehen.“ „Heuchler“, nennt der Herr einen solchen, weil er eben dadurch, daß er andere zurechtweisen will, sich als gut und fehlerlos darstellt, da er doch weiß, daß er's nicht ist. Hochmuth und Heuchelei sind es, welche das Ungeheuerliche dir möglich machen, daß du den geringsten Fehler des Mitmenschen siehst und verurtheilst, dagegen deine eigenen groben Sünden nicht siehst und nicht anschlägst. Zudringlich willst du deinen Nächsten heilen von seinen geringen Sünden, während du dich selbst von viel größeren besleckt weißt; heuchlerischer Arzt, hilf dir selbst! Nur, wenn du dich selbst gebessert hast, bist du berechtigt und darfst du auf Erfolg hoffen, andere zu bessern. Du wirst aber je schärfer dein Auge für die eigenen Fehler wird, an dir selbst so viel und so lange zu bessern haben, daß dir die Lust vergehen wird, dich mit fremden Fehlern abzugeben (sofern du nicht durch Pflicht und Amt

dazu veranlaßt bist). So viele Balken im eigenen Auge werden sich dir bemerklich machen, daß du fremde Splitter nicht mehr anschlagen magst. Das hier gebrauchte Sprichwort „den Splitter im fremden Auge sehen, dagegen den Balken im eigenen nicht“ in der Bedeutung: an andern kleine Fehler ausfindig machen, die eigenen großen aber nicht beachten, findet sich oft bei den Rabbinen, auch im Arabischen und dem Gedanken nach unter andern Bildern bei allen Völkern. Der Ausdruck „Splitter im Auge“ ist sehr bezeichnend, um die Geringsfügigkeit eines Fehlers zu bezeichnen. Das Auge ist ja sehr empfindlich gegen jeden fremden Gegenstand und besonders gegen einen Splitter. Darum kann überhaupt nur ein ganz kleiner Splitter im Auge sein. Weil jedoch, um den Splitter im Auge herauszufinden, eine sehr eingehende scharfe Beobachtung nothwendig ist, so wird mit dem Splittersehen die lieblose Aufmerksamkeit auf fremde Fehler sehr gut veranschaulicht.

Dem Splitter gegenüber bietet sich andererseits der vollsthümlichen, im Sprichwort starke Ausdrücke liebenden Sprache der „Balken“ zur Bezeichnung recht grober, großer Vergehen von selbst dar.

Mit dem „Heuchler“, womit er den großen Zorn an den Tag legt, gegen die, welche also handeln (Chrys.), zielt Jesus deutlich wieder auf die Pharisäer, die im eigentlichen Sinne Splitterrichter waren, indem sie die kleinen Fehler der andern verdamnten und sich über die eigenen großen wegsetzten. Ohne Heuchelei kann selbstverständlich nicht so gehandelt werden. Nur der Heuchler kann, um ein anderes Wort des Herrn zu gebrauchen, Rücken sehen und Kameele verschlucken. (Matth. 23, 24).

„Alsdann wirst du zusehen, daß“, ist nicht futurisch, als ob damit gesagt wäre, daß die Selbstbesserung nothwendig auch das Streben, den Nebenmenschen zu bessern, nach sich ziehe (Meyer); es ist vielmehr concessiv, gibt aber ein Zugeständnis an, welches vom Standpunkte Jesu nicht so bald eintreten wird. Dieser Standpunkt ist nämlich der des Mißtrauens auf sich selbst, der Demuth und Furcht, gerichtet zu werden. Von da aus die Fehler des Nächsten betrachtet, erscheinen sie stets als Splitter, die eigenen als Balken. (Schegg.) „Doch gibt Jesus auch hier nur eine Vorschrift für die Gesinnung, nicht für die äußere That. Bei unveränderlicher Gesinnung richtet sich die äußere Handlung nach dem obersten Grundsatz der Ehre Gottes und des Seelenheiles unseres Mitbruders.“

B. 6. Die Warnung vor dem Richten schließt die Beurtheilung des Nebenmenschen zu dem Zwecke, sich über seinen Zustand ein richtiges Urtheil zu bilden, nicht aus. Eine solche ist vielmehr besonders für die Apostel, damit sie nicht aus Mangel an Urtheil das Heilige und die Perlen des Evangeliums durch unvorsichtige Mittheilung an Unwürdige entehren, durchaus nothwendig. Darum mahnt der Herr weiter: „Nicht gebet das Heilige den Hunden und werfet

eure Perlen nicht vor die Schweine, damit sie dieselben nicht mit ihren Füßen zertreten und sich umwenden und euch zerreißen.“

Man sieht leicht, daß dieser V. mit V. 5 nicht im engen Zusammenhang steht. Es wäre höchst befremdlich, sagt Schegg, wenn Jesus auf einmal seine Ausdrücke so ganz änderte; zu denen, die er Heuchler genannt, würde er hier sagen: Werfet eure Perlen; jene, die oben nur einen Splitter im Auge hatten, würden jetzt auf einmal Hunde und Schweine. Dagegen findet eine Beziehung auf V. 1 statt, insoferne unser Wort in gewissem Sinne eine besonders den Aposteln geltende Einschränkung des dort Ausgesprochenen ist. Hat der Herr dort alle zur Nachsicht gemahnt, so jetzt besonders seine Apostel zur Vorsicht. Sie sollen sich nicht etwa durch das Beispiel der Pharisäer zu einem blinden Befehrsgeifer verleiten lassen. Alle Unbesonnenheit und Aufdringlichkeit in Anbietung des Heils sollten sie sorgfältig meiden, damit nicht durch ihre Schuld die erhabenen Güter des messianischen Reiches der Verunehrung anheimfallen. Bald werden die zwölf mit „dem Heiligen“, „ihren Perlen“, den ihnen anvertrauten Schätzen der göttlichen Wahrheit und Gnade vor die Welt hintreten. Ihre Schätze sind nun wohl für alle bestimmt, aber nicht alle sind ihrer würdig. Solche sollen ihrer nicht theilhaftig werden. Das Heilige den Heiligen, nicht den Hunden und die Perlen nicht den Schweinen. Es wäre ein Frevel am Heiligen und Kostbaren, wollte man sie ihnen mittheilen. Hier gilt Vorsicht, Zurückhaltung, richtige Beurtheilung des Menschen. Und wenn der Apostel dieser zufolge die Hunde für Hunde und die Schweine für Schweine ansieht und sich demgemäß hütet, sein Heiliges und seine Perlen ihnen anzubieten, so ist das kein liebloses Nichten, sondern pflichtgemäße Sorgfalt.

Der erste Spruch „das Heilige nicht den Hunden“ schließt sich an die gesetzliche Vorschrift an, daß von den „heiligen Dingen“, das ist von dem Opfertheile, der nach dem Gesetze den Priestern sowohl von den blutigen als unblutigen Opfern gehörte, kein Unheiliger essen durfte, das ist kein Priester im Stande levitischer Unreinheit, keine Priestertochter, die an einen Nichtpriester verheiratet war, niemand, der nicht zur priesterlichen Familie gehörte. Wenn das trotzdem geschähe, so wäre es ein großer Frevel. Ein viel größerer aber wäre es, wenn man „das Heilige“ den Hunden gäbe, für die nur das Unreine, das Näs ist (Exod. 22, 30). Das Heilige ist also nicht im weitesten Sinne überhaupt für etwas Heiliges zu nehmen, sondern es bezeichnet zum Unterschied vom bloß Reinen die Opfergaben sowohl blutige als unblutige, insofern sie den Priestern zum Lebensunterhalte bestimmt waren als Fleisch, Brot, Wein, Del, Früchte zc. (vgl. Lev. 22, 2—10). „Perlen“ sind wie gewöhnlich das Bild von etwas Kostlichem (Matth. 13, 45; 1 Tim. 2, 9; Off. 17, 4). Das „Heilige“ und die „Perlen“ bezeichnen dieselbe Sache nur nach verschiedenen Seiten. Man mag etwa sagen, daß

das Heilige auf den himmlischen Ursprung und den himmlischen Zweck, die Perle aber auf den höhern Wert und die erhabene Schönheit der Gaben des Evangeliums hinweist.

„Hund“ und „Schwein“ werden von profanen und heiligen Schriftstellern öfters als unreine Thiere nebeneinander gestellt (Hor. ep. I, 2, 26; II, 2, 75; LXX 1 Kön. 21, 19; 22, 38; Spr. 26, 11; 2 Petr. 2, 22), wie sie heute noch im Orient zu den verachtetsten Thieren gehören, jene wegen ihrer Schamlosigkeit, diese wegen ihres Schmutzes (Deut. 23, 18; Spr. 11, 22; Matth. 15, 26; 2 Sam. 3, 8; 9, 8; 2 Kön. 8, 13; Phil. 3, 2). Beide Namen sind also sprechende Bezeichnungen für Menschen, die wegen ihrer niedrigen, boshaften und schmutzigen Gesinnung keinerlei Verständnis und Bedürfnis für himmlische Dinge haben.

Die Uebertragung der Mahnung des Herrn ergibt sich leicht. Die Mysterien des Christenthums, seine Glaubens- und Gnadengeheimnisse sind das Heilige, sind die Perlen. Sie dürfen den Menschen, welche sie nicht zu würdigen wissen, dafür unempfänglich, verstockt sind, ebenso wenig mitgetheilt werden als eine Opferspeise den Hunden oder Perlenschnuck den Schweinen. Wie diese die kostbaren Perlen nicht mehr achten als eine Scholle Roth, wohl auf sie, wie auf etwas Greßbares zulaufen, dann aber getäuscht, wuthentbrannt und ergrimmt dieselben mit Füßen treten und am Ende noch wider den Geber sich wenden, so würden die Unwürdigen, denen das Heilige des Christenthums, die unendlich kostbaren Güter seiner Wahrheit und Gnade kundgethan würden, durch Lästerung, Hohn und Spott sie profanieren und an den Boten des Herrn selbst zum Danke ihre boshafte Wuth auslassen (Joh. 1, 5; 3, 19; 8, 44). Die Kirchengeschichte und die Erfahrung bestätigen diese Weissagung des Herrn nur zu reichlich. Die Jünger sollen also namentlich bezüglich der höchsten Geheimnisse Vorsicht bei der Auswahl des Mittheilenden (vgl. 10, 12 ff.) walten lassen, sie nur Würdigen, von denen eine gute Anwendung zu hoffen, anbieten. Wer als ein Würdiger oder Unwürdiger zu betrachten, darüber spricht sich der Herr nicht aus. Er geht von der Voraussetzung aus, daß man „Hunde“ und „Schweine“ kenne.

Diese Vorschrift des Herrn wurde von den Aposteln und überhaupt in der alten Kirche streng befolgt. Schon der Apostel Paulus zögerte, den noch fleischlichen Korinthern die Speise höherer christlicher Weisheit zu spenden (1 Kor. 2, 6 ff.; 3, 1 ff.; vgl. 1 Kor. 2, 14; 2 Tim., 3, 5; 4, 15; Tit. 3, 10). Auf unsere Mahnung gründete die alte Kirche wohl auch die Arkandisciplin, welche bekanntlich darin besteht, daß man von den Mysterien, besonders von der heiligen Eucharistie nur mit der größten Zurückhaltung und symbolisch sprachtheils aus Furcht vor Entweißung durch Ungläubige, theils wegen mangelnden Verständnisses bei weniger Unterrichteten.

Die Ausdrücke „Hunde“ und „Schweine“ werden von manchen als Bezeichnungen verschiedener Menschenklassen aufgefaßt. Chrysostomus zum Beispiel macht den Unterschied, daß das eine Thier die Ungläubigen, das andere die schlechten Christen bedeute. Hilarius denkt einerseits an die Heiden, anderseits an die Häretiker. Andere anders. Wird nun solch ein Unterschied angenommen, so wird auch beiden Thieren ein verschiedenes Verhalten gegen die Gabe zugeschrieben und der Schlusssatz („damit sie nicht“) auf beide Thiere vertheilt. Die Hunde nämlich, welche im Oriente reißende Thiere sind, bezeichnen dann die wüthenden Verfolger, welche, wenn das Heilige ihnen angeboten wird, die Geber zerreißen, die Schweine die Lüstlinge, welche die Gaben in den Koth ziehen. Aber da eine solche Vertheilung etwas Gewaltthames hat und der Hund in der biblischen Sprache und bei den Klassikern wohl als das Bild der Unverschämtheit, nicht aber gerade als das des reißenden Verfolgers erscheint, was eher der Wolf ist, so bezieht man wohl besser den ganzen Schlusssatz auf das letzte Subject, so daß also das Bild bezüglich der Hunde, wohl weil die entsprechende Anwendung als selbstverständlich betrachtet wird, nicht weiter ausgeführt erscheint und der Schlusssatz malerisch das Verhalten des wilden Schweines gegen die Gabe nud den Geber, wie oben erklärt ist, schildert.

D. Aufforderung zum Bittgebet (7—13).

Jesus hat bisher von den Seinen Großes, Außerordentliches verlangt. Sie sollen Herren ihrer Leidenschaften sein, zum Himmel streben und nicht bloß den Engeln, sondern Gott selbst, soweit es Menschen möglich, gleich werden; seine Apostel insbesondere sollen einen schweren Beruf treu erfüllen. Leicht hätten alle zaghaft werden mögen, ob sie das Alles werden leisten können. Sie zu ermuntern, weist der Herr mit großem Nachdruck auf die mächtige Hilfe des dringenden und anhaltenden Gebetes hin, das Allen Kraft zur Gerechtigkeit, den Boten des Herrn Einsicht und Weisheit für die rechte Erfüllung ihres Berufes vermittelt. Es kann nicht auffallen, daß hier zum zweitenmal vom Gebete gesprochen wird. Oben (6, 5 ff.) wurde das Gebet überhaupt als ein Werk der Gottseligkeit betrachtet, um uns zu belehren, in welcher Gesinnung und Weise es zu verrichten ist. Hier aber ist vom Bittgebet als einem Mittel des Heiles die Rede. Zu enge ist die Beziehung auf den Empfang des andern Mitzutheilenden (des Heiligen und der Perlen). Alle sollen bitten um die Kraft zur Erfüllung der Gerechtigkeit, die Apostel insbesondere auch um Weisheit zur rechten Mittheilung des schon als vorhanden gedachten Heiligen.

7. f. „Bittet und euch wird gegeben werden, suchet und ihr werdet finden, klopfet an und euch wird aufgethan werden; denn Jeder, der bittet, empfängt, und dem, der klopft, wird aufgethan werden.“ Dreimal befiehlt der Herr und jedem Befehle wird eine

Verheißung beigelegt. Aus dieser Eindringlichkeit erhellt die Wichtigkeit der Aufforderung. Durch diese dreifache Mahnung „bittet“, „suchet“, „klopset an“, wird das anhaltende, eifrige, beharrliche, ausdauernde Gebet befohlen. Er befiehlt zu bitten, bemerkt Chrysostomus, nicht nur obenhin, sondern mit Beharrlichkeit und Anstrengung. Das bezeichnet das Suchen; wenn er aber sagt: Klopset an, so zeigt er damit den großen Eifer und das inbrünstige Verlangen. Die gleiche Zahl der feierlichen Zusicherungen soll die Hoffnung und das Vertrauen auf die Erhörung einschärfen. Stehe also nicht ab, bis du empfangen, strebe fort, bis du gefunden, weiche nicht, bis dir geöffnet ist. Keineswegs ist Gott wie ein Mensch, der erst durch Ungestüm bewogen werden muß. Nein. Aber Jesus stellt uns Gott unter einem menschlichen Bilde vor und zwar zu unserem Nutzen, um uns das Gebet recht zu empfehlen und uns eine große Sehnsucht nach den himmlischen Dingen einzulösen. Wenn Gott, sagt St. Augustin, nicht sogleich gibt, empfiehlt er seine Gaben, denn das lang ersehnte Gut wird um so wertvoller und angenehmer, das sogleich empfangene verliert an der Unnehmlichkeit; durch Bitten und Suchen wächst das Verlangen, es zu erhalten. Andere meinen, daß durch die drei Ausdrücke mehr nur die verschiedenen Arten des Bittens bezeichnet werden, daß der Herr zum Vertrauen wecken wolle, indem er jeder Art des Bittens, mag es sich äußern, wie immer, Erhörung verheiße.

In V. 8 begründet Jesus seine Aufforderung durch Berufung auf einen allgemeinen Erfahrungssatz: Bittet vertrauensvoll, anhaltend, denn auch bei Gott gilt, was im gewöhnlichen Leben Geltung hat: Jeder, Jeder, der beharrlich und vertrauensvoll bittet, erhält vom himmlischen Vater, wenn auch nicht immer das, was er erbittet, so doch jedenfalls, was ihm gut ist. Das rechte Gebet ist nie ohne Verdienst und Wirkung.

V. 9 verstärkt der Herr seine Verheißung durch ein Gleichnis: Bittet und es wird euch Gutes gegeben werden, so gewiß, als der allgute, himmlische Vater sich nicht von einem sündigen, irdischen Vater übertreffen läßt, der schon seinem bittenden Kinde Gutes zu geben geneigt ist.

„Oder“, was meint ihr, „wer aus euch“ der doch nur „ein“ böser „Mensch“ ist, „wenn ihn sein Sohn um Brot bittet, — doch nicht einen Stein wird er ihm geben? Oder auch“ ein zweiter Fall, „wenn er um einen Fisch hätte, eine Schlange wird er ihm doch nicht geben? Wenn nun ihr, die ihr doch böse seid, gute Gaben euren Kindern zu geben wissen“, geneigt seid, „wie viel mehr wird euer Vater, der im Himmel ist, Gutes geben, denen, die ihn bitten.“ Wir haben in diesem Satze ein Anakoluth, wie es in lebhaften Fragen nicht selten der Fall ist. Dieser Wechsel der Construction, bemerkt gut H. Weiß, weist mit noch größerer Entschiedenheit, als es ein regulär gebildetes Satzgefüge thun würde, die Möglichkeit ab, als könne auch nur ein menschlicher Vater seinem Kinde statt des erbetenen Guten

etwas Unnützes oder Schädliches reichen, trügllich einen Stein statt des Brotkuchens oder hinterlistig eine Schlange statt eines Fisches. Wenn somit ein abschlägiger, kränkender Becheid auf eine Bitte selbst von menschlichen Vätern nicht gegeben wird, die doch von Natur aus zum Bösen hinneigen (Gen. 8, 21) und demnach oft genug ihren verkehrten Willen bethätigen, um wie viel weniger, so schließt der Herr, wird dann der nach seinem Wesen und Wirken als der allgütige bekannte, himmlische Vater, den um das messianische Reich und seine Güter im Gebete Flehenden, seinen mächtigen Beistand verweigern. Aehnlich heißt es schon Jf. 49, 15: Kann wohl ein Weib ihr Kind vergessen, so daß sie nicht sich erbarme ob des Sohnes ihres Schoßes? Und wenn auch sie sein vergäße, so will doch ich nicht dein vergessen.

Um die Größe der göttlichen Güte recht anschaulich zu machen, setzt ihr der Herr die menschliche Sündhaftigkeit gegenüber. „Ihr, die ihr böse seid“ ist aber nicht bloß als Bezeichnung des geringern Grades menschlicher Güte (dazu wäre das vorhergehende „Mensch“, welches die Beschränktheit der menschlichen Creatur bezeichnet, schon hinreichend gewesen), sondern als thatsächliche Sündhaftigkeit aufzufassen. Dieser Zusatz hat einen großen Nachdruck. Der Mensch ist böse und auch ein Vater handelt oft böse gegen sein eigen Kind. Wenn aber trotzdem die Liebe böse Väter antreibt und sie Mittel und Wege finden läßt, wie sie ihren Kindern gute Gaben können zutheil werden lassen, sollte dann der urgute Gott nicht auch Mittel und Wege wissen, denen, die ihn bitten, Gutes zu geben? Jesus stellt Stein und Brot, Schlange und Fisch zusammen, weil der Brotkuchen des Orients mit einem abgerundeten Stein und die Schlange mit dem Fische besonders mit dem Aal oder dem langgestreckten Wels des Genesareth die größte Aehnlichkeit hat. Zudem war Brot und Fisch die tägliche Nahrung der meisten seiner Zuhörer aus der Umgebung des Sees.

12. „Alles also, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, so thut auch ihr ihnen. Denn dieses ist das Gesetz und die Propheten.“ Worauf sich das „also“ beziehe, ist eine viel erörterte Frage. Die Einen beziehen es auf das Ganze von 5, 17 an. Andere auf 7, 1—11 oder unmittelbar auf das Vorhergehende. Wir beziehen es auf B. 7. Dort sagt der Herr: Bittet und es wird euch gegeben werden. Jetzt mahnt er, wir sollen nicht vergessen, daß wir, damit uns gegeben werden kann, auch selbst geben müssen. Jedes Empfangen hat zur Voraussetzung, daß man selbst gibt (6, 12. 14); das gilt wie Gott so auch den Menschen gegenüber. Ihr wollt, daß euch gegeben werde, was ihr bedürft und um was ihr bittet; ich verheiße euch Erhörung, wenn auch ihr die Bitten eurer Mitmenschen erhöret. Jesus umgeht absichtlich das näher liegende: Also müßt auch ihr denen geben, die euch bitten (vgl. 5, 42) und wählt den umfassendern Ausdruck: Alles, was ihr wollt u., denn dieser begreift in sich zugleich die Bitten des

Herzens, nicht bloß die des Mundes. Wie oft fleht das Herz, ohne daß der Mund zu bitten wagt! Da müssen wir der Bitte zuvor- kommen nach dem Gebote: Alles, was ihr wollt, nicht bloß was ihr jaget und fordert! (Schegg.) Es heißt „so“ thut auch ihr ihnen. Damit wird auf die Art und Weise des Handelns hingewiesen und die Gesinnung ausgedrückt, welche der Christ in seinem Verhalten gegen die Nebenmenschen bethätigen soll. Es soll also der Jünger Christi an seinem eigenen Bedürfnisse erkennen, was der Mitmensch von ihm erwarten darf und dieser Erkenntnis gemäß soll er auch sein Verhalten gegen ihn normieren. Der Fall, daß der Christ dem Mitmenschen etwas Unsittliches zumuthen oder thun könne, ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Denn Jesus, welcher in der Bergpredigt als Vollender des Gesetzes und der Propheten auftritt, die Feindesliebe lehrt, und bei allen Handlungen nicht Menschenruhne, sondern Gottes Ehre vor Augen zu haben befiehlt, stellt hier nicht ein egoistisches, unsittliches, sondern ein streng sittliches Wollen, welches dem göttlichen Willen conform ist, für seine Jünger als Norm des Handelns gegen den Nebenmenschen hin. (Pöhlz).

Man stellt mit diesem Ausspruche des Herrn gerne ähnlich lautende Lebensregeln, welche sich bei Rabbinen, wie heidnischen Weisen finden, zusammen. Es ist aber ein bedeutender Unterschied schon dem Wortlaute nach, denn die letztern lauten (wie auch Tob. 4, 16) fast alle negativ, oder kommen doch auf den sehr kühlen negativen Gedanken hinaus: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch einem Andern nicht. So sagt R. Hillel: Was dir zuwider ist, das thue auch einem Andern nicht. Ähnlich Alex. Severus. Sodann kommt eben alles auf den obersten Grundsatz an, von dem eine solche Regel ihre eigentliche Bedeutung erhält. Dieser heißt bei den Heiden und meist auch bei den Juden: Handle aus selbstthätiger Liebe, bei Jesus aber, der die Seinen geliebt hat bis zum Tode: Handelt nach meinem Vorbilde aus selbstverleugnender Liebe. Während also der Nichtchrist diesen Spruch in den Dienst der Selbstsucht stellt, wird der Christ, nach dem Vorbilde dessen, der ihn uns gab, in ihm die goldene Regel der selbstverleugnenden, opferwilligen Nächstenliebe finden.

Wer nun eine derartige Nächstenliebe übt, der leistet, so fügt der Herr hinzu, nichts Geringeres als die Erfüllung des wesentlichen Inhaltes des Gesetzes und der Propheten, er thut das, worauf beide hauptsächlich hinwirken. Auch St. Paulus lehrt: Du sollst nicht ehebrechen, nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben, nicht begehren und jedes andere Gebot ist in dem Worte zusammengefaßt: Liebe den Nächsten wie dich selbst (Röm. 13, 9. 10: Gal. 5, 14). Und weil nach dem Willen Christi der Nächste geliebt wird wegen Gott (5, 45), so ist in dieser christlichen Nächstenliebe auch die Liebe Gottes eingeschlossen. Da aber Alles, was im Gesetze und den Propheten geboten wird, schließlich unsere Pflichten gegen Gott

und unsern Nächsten betrifft, so wird mit Recht dieses Gebot von der um Gotteswillen zu übenden Nächstenliebe als die Summe von Gesetz und Propheten bezeichnet. Daraus erhellt zugleich, daß wir nur das thun können, was wir wahrhaft, ohne Sünde wollen dürfen.

Epilog und Schluß. (7, 13—29).

Aus den hohen Anforderungen, welche der Herr an die Bürger des Reiches Gottes gestellt hat, folgt von selbst, daß der Eintritt in dasselbe nicht leicht ist, daß es großen Ernstes und großer Selbstverleugnung bedarf, um davon nicht abgeschreckt zu werden. (13—14). Aber auch mit dem Eintritte ist noch nicht Alles gewonnen; auch dann gibt es noch viele Gefahren, von falschen Brüdern (15—20), von eigener falscher Sicherheit und Scheinfrömmigkeit, die ins Verderben führt (21—23). Jeder Kluge möge das Alles wohl beherzigen, damit er einmal im Gerichte bestehen kann (24—29).

„Gehet ein durch die enge Pforte, denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt und Viele sind's, die eingehen durch sie. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt und Wenige sind's, die ihn finden.“

Jesus zeigt im Geiste seinen Zuhörern zwei Thore und zwei davon ausgehende Wege, ein enges Thor und einen engen Weg und ein breites Thor und einen breiten Weg. Das enge Thor und der enge Weg, durch die er einzugehen auffordert, sind Thor und Weg seines Reiches, führen zum Leben, zur Seligkeit; das weite Thor und der weite Weg, darauf der große Haufe wandelt, sind Thor und Weg des Satans, führen zum Verderben, zur Hölle. Weit und bequem ist Thor und Weg zum Verderben, weil da schrankenlose Ungebundenheit herrscht. Von keiner Regel und Zucht eingengt, mögen, die da wandeln, Alles genießen, was sie begehren und was sie freut. Viele gehen darum diese Straße des Verderbens, zumal es keine Mühe kostet, sie zu finden. Das weite Thor und der breite Weg bieten sich dem Menschen von selbst dar; der Zug dazu ist ihm schon angeboren. Die Sinnlichkeit, das Beispiel der Welt und die Blendwerke des Satans, alles hilft zusammen, ihn dorthin zu führen und dort zu fesseln.

Das Thor und der Weg zum Leben dagegen sind schmal und eng, weil sie von beiden Seiten durch die Gebote Gottes, welche keine Ausschreitung erlauben (Deut. 5, 32; Spr. 4, 27; Jf. 30, 2), eingeschränkt sind. Darum sind der Gang durch dieses Thor und das Wandeln auf diesem Wege der Selbstverleugnung und Abtödtung beschwerlich und mühsam und so kommt es, daß nur Wenige diese Pforte und diesen Weg aufsuchen und finden und Viele, die ihn gefunden, umstrickt von Welt und Satan, auf halbem Wege wieder umkehren. Er wird von wenigen gefunden, weil er bei seiner Unansehnlichkeit und bei der geringen Zahl derer, die ihn einschlagen, nicht in die Augen fällt und das Nächste, was davon erkannt wird,

abschreckend wirkt, während andererseits die hellen Haufen der auf der Heerstraße des Verderbens Wandelnden sowie ihre Reize zur Nachfolge einladen.

So war es zur Zeit Jesu, so ist es immer. Wenn man die Zeit betrachtet, da Christus spricht, so waren unter den Heiden gewiß nicht viele, welche das ins Herz geschriebene Naturgesetz beobachtend vor einem sünd- und lasterhaften Leben sich bewahrten. Auch unter den Juden waren Schriftgelehrte und Pharisäer, die besondern Gesetzesseiferer (Matth. 23, 3 ff.), mit vielen Lastern besetzt. Was soll man erst von den andern, welche das Gesetz verachtend auf Seite der Heiden standen, den Sadducäern und Herodianern sagen? Und was von der Menge des Volkes (Matth. 11, 21 ff.; 23, 37; Luk. 13, 2 ff.)? Deshalb sagt Jesus mit Recht: Nur Wenige sind es. Und ist es nicht heute noch so und wird es nicht so bleiben?

Die Nothwendigkeit, den Begierden der verderbten Natur Gewalt anzuthun, dem bösen Beispiele der Welt und den Nachstellungen des Satans gegenüber fest zu bleiben, betont höchst nachdrücklich der B. 14. Man kann den Ausruf B. 14 nicht als einen Ausdruck des Schmerzes fassen, denn Jesus beklagt nicht, daß die Pforte so enge, noch will er sie weiter haben. Ebensowenig ist es ein Ausruf der Verwunderung; denn es geht nicht wohl an, Jesum sich über diese enge Pforte verwundern zu lassen, da er sie ja selbst so gemacht hat. Es ist vielmehr ein Ruf der Warnung vor Leichtfertigkeit und Selbstbetrug, der ernststen Aufforderung, sich durch die große Beschwerlichkeit der Pforte und des Weges nicht abschrecken zu lassen. Obgleich die Pforte so enge und der Weg so mühsam, und obgleich so Wenige sind, die ihn finden, müßt ihr doch durch diese Pforte und auf diesem Weg wandeln, wenn ihr zum Leben gelangen wollt, denn einen andern, weniger engen gibt es nicht — entweder auf diesem, oder auf keinem.

Bezüglich des scheinbaren Widerspruches, daß Jesus hier den Weg zum Leben schmal und die Pforte eng nennt, dagegen 11, 29 sein Joch süß und seine Bürde leicht (vgl. 1 Joh. 5, 3), ist zu erinnern, daß jenes von den noch mehr fleischlich Gesinnten, dieses von den Fortgeschrittenen gesagt ist. Die Schwierigkeit und Beschwerlichkeit macht sich so weit geltend, als der alte Mensch noch herrscht; die Leichtigkeit tritt in dem Maße ein, als der neue Mensch zur Macht gelangt ist. Wer mit heroischem Entschlusse einmal durch das enge Thor eingegangen und rüstig auf dem schmalen Wege fortschreitet, dem verflücht sich mehr und mehr das Joch des Herrn und erleichtert sich mehr und mehr die Bürde seiner Gebote.

15. Wenn der durch die Vorschriften der Bergpredigt bekannt gemachte Heilsweg nun wirklich betreten wurde, so ist damit noch nicht Alles gewonnen; auch unterwegs gibt es noch viele Schwierigkeiten und Gefahren. Gewöhnlich wird der Zusammenhang so hergestellt, daß man sagt: Bei der Schwierigkeit, den Weg des Lebens

auch nur zu finden, hängt alles vom rechten Führer ab, darum hütet euch zc. Aber der ganze Zusammenhang weist auf Zuhörer hin, welche die Entscheidung schon getroffen haben und nun zur Vorsicht und Beharrlichkeit gemahnt werden. Der zu betretende Weg ist denen, welche die Predigt Jesu gehört haben, bekannt und für sie bedarf es deshalb am Schlusse nur der ernststen Warnung vor Unterschätzung der Schwierigkeiten und Gefahren. Das thut der Herr nun. Vor allem warnt er sie vor den falschen Propheten.

„Hütet euch vor den falschen Propheten, welche zu euch in Schafskleidern kommen, inwendig aber reizende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Ein „falscher Prophet“ ist nach biblischem Sprachgebrauche Einer, der sich fälschlich den Namen eines Propheten beilegend unter dem Vorgeben göttlicher Sendung falsche Lehren vorträgt (Jer. 6, 13; Matth. 24, 11; Mark. 13, 22; Apg. 13, 6). Darnach müssen auch hier Männer verstanden werden, welche unter dem Vorwande göttlicher Erleuchtung und Sendung die Gläubigen von der wahren Lehre und dem tugendhaften Leben abwendig machen wollen, welche vorgeben, einen bessern als den von Christus und seinen Aposteln bereits vorgezeichneten Heilsweg lehren zu können (Apg. 20, 29). Die Väter verstehen allgemein darunter die Irrlehrer oder Verführer, überhaupt aber weder Juden noch Heiden, sondern nur Christen.

Um ihren Zweck zu erreichen, kommen die falschen Propheten „in Schafskleidern“. Das ist offenbar nicht von wirklichen Schafspelzen zu verstehen, da diese auch von andern getragen wurden und nicht vorzugsweise Prophetentracht waren. Es ist bildlich gesprochen: Sie geben sich für Lämmer aus, suchen den Schein von Gesandten, Dienern Gottes, guten Lehrern zu erwecken; inwendig aber, unter dem Pelz, der Wirklichkeit nach sind sie reizende Wölfe, in ihrer wahren, unverstellten Natur Seelenverderber, Diener des Satans. Schon Chrysostomus weist auf den Unterschied von den früher (B. 6) genannten „Hunden“ und „Schweinen“ hin, weil diese sich als das geben, was sie sind, während bei den falschen Propheten Schein und Sein, Thun und Denken wesentlich verschieden sind. Das Bild von „Lamm“ und „Wolf“ ist der Symbolik aller Völker wohl bekannt und kommt auch sonst in der heiligen Schrift oft vor (Jf. 11, 6; 65, 25; Sir. 13, 17; Matth. 10, 16). Insbesondere werden im Neuen Testamente die falschen Lehrer und Verführer „Wölfe“ genannt (Joh. 10, 12; Apg. 20, 29), immer in der Beziehung, daß die Kirche mit einer Herde verglichen wird.

Vor solchen falschen Lehrern und Verführern sagt also Jesus, wohl wissend, wie bald die Seinen in solche Gefahren kommen werden, „hütet euch!“ Sagt nicht: Wie werden wir das können? Seid getrost! Ihr könnt es, „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. Wie schon im alten Bunde die Pseudopropheten durch ihre Gewinn- sucht und Hinterlist, durch ihre Wollust und Ungerechtigkeit (Jer. 6, 13;

23, 14; Eph. 13, 19; Mich. 3, 5) sich als das verriethen, was sie innerlich waren, so werden und sollen auch im Neuen Bunde Lebenswandel und sittlich gute oder böse Werke, das Hauptkriterium sein, um wahre Propheten von falschen zu unterscheiden, da nach allgemeiner Erfahrung ein sittlich gutes oder böses Werk sich mit ähnlicher Nothwendigkeit als das Product des guten oder bösen Innern darstellt, wie eine gute oder schlechte Frucht nothwendig das Product des guten oder schlechten Baumes ist. — Somit ist wenigstens für die Dauer eine Täuschung des zum Abfall von Christus und seinem Reiche Versuchten fast undenkbar — eine tröstliche Wahrheit, welche durch die Wiederholung in B. 20 noch mehr bekräftigt wird (H. Weiß). Die Früchte sind die Werke, der Wandel, das Leben selbst, wie die Alten allgemein erklären. An die Werke und die Lehre denken einige Neuere und nicht mit Unrecht, denn nachdem man die wahre Lehre Christi kennt, kann nach ihr geurtheilt werden, ob einer mit ihr übereinstimmt oder nicht, ob er also ein wahrer oder falscher Lehrer ist. In diesem Sinne nehmen Jans. Cornel. a L., Tost., Calmet die Lehre ebenfalls als Kriterium an (vgl. 1 Joh. 4, 1 ff.). Im weiteren Sinne können die „Früchte derselben“ verstanden werden von der Wirkung, welche ihre Lehre im Leben und den Sitten der Schüler hervorbringt. Dafs aber durch jede falsche Lehre auch die Sitten verdorben werden, lehrt deutlich genug die Kirchengeschichte. An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen. An ihren Werken sind sie kenntlich, so gewifs als der Baum an seiner Frucht. Das zeigt der Herr nun B. 16—20 näher in einem oft vorkommenden Bilde. „Jesus wendete zur Begründung seiner Worte überhaupt und in der Bergpredigt insbesondere gerne Beispiele aus der gewöhnlichen Lebenserfahrung oder der Natur an. Sie liegen nahe und sprechen am eindringlichsten zum Herzen. Kurz ist der Weg durch Beispiele, lang durch Worte“ (Schegg.).

„Sammelt man wohl von Dornen Trauben oder von Disteln Feigen? So bringt jeder Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber schlechte Früchte. Nicht kann ein guter Baum schlechte Früchte bringen, noch ein schlechter Baum gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen. Also an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“.

B. 16 b ist ein Sprichwort, das sich in dieser oder jener Form bei jedem Volk findet. B. 17 gibt den Uebergang vom negativen Besonderen zum positiven Allgemeinen, oder die Zusammenfassung des sprichwörtlichen Beispiels in einen allgemeinen Erfahrungssatz. B. 20 „also“ weist folgernd auf B. 18 zurück, nachdrücklich das B. 16 Gesagte wiederholend.

Wie der Feigenbaum Feigen, der Rebstock Trauben bringt, dagegen die Distelstaude Disteln, der Dornstrauch Dornen, so bringt überhaupt jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber schlechte Früchte, denn es ist eben in der Natur des Baumes

gelegen, daß die Frucht stets der Beschaffenheit des Baumes entspricht: Nicht kann ein guter Baum schlechte Früchte bringen, noch ein schlechter Baum gute Früchte. (Unter dem guten Baum ist der unverdorrene, gesunde zu verstehen, unter dem schlechten ein fauler, mürber, innerlich kranker, der wegen Mangels guter Säfte nur schlechte und unbrauchbare Früchte bringt.) Ebenso verhält es sich mit den echten, wahren und falschen Propheten. Mögen zwei Propheten im äußeren Scheine noch so sehr sich gleichen: der wahre Prophet wird gute Werke üben, der falsche böse. Also werdet ihr die falschen an ihren schlechten Werken erkennen können. Wie es in den physischen Gesetzen der äußeren Natur begründet ist, daß die Frucht die innere Beschaffenheit des Baumes offenbart, ebenso liegt es im physischen Gesetze der menschlichen Natur, daß das Innere in den Werken, im Wandel endlich zutage tritt, wenn der Mensch auch eine zeitlang sein Inneres zu verdecken vermag.

Was V. 19 gesagt, ist eine Erweiterung, die nicht strenge zum Beweise gehört, die aber vom Herrn im Flusse der Rede eingeschaltet ist, um sofort den Schluß naheulegen, daß vor allen andern Menschen die falschen Propheten den Mangel an guten Werken einstens schwer werden büßen müssen, daß also die Seinen vor ihnen sich mit aller Sorgfalt hüten sollen, um nicht ihrer Verkehrtheit theilhaftig geworden, auch Genossen ihrer Strafe sein zu müssen.

Wenn der Herr sagt: Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen und ein schlechter Baum nicht gute, so darf das „können“ in der Uebersetzung nicht ungehörig urgiert werden, als ob der Herr den Menschen einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterwerfen, behaupten wollte, daß der Böse sich nicht bessern oder niemals etwas Gutes thun, oder das Gute unmöglich ausarten könne. Nein; es soll, wie schon Chrysostomus bemerkt, nur gesagt werden, daß der Böse, so lange er in der Bosheit verharret, im allgemeinen böse Werke thut, wie der Gute gute (vgl. Luk. 6, 45). Es wird eine Regel statuiert zur Unterscheidung der Menschen, welche, wenn sie auch nicht bezüglich der einzelnen Acte, doch im allgemeinen gilt und bezüglich aller meisten und vorzüglichsten Acte. Im Baume waltet die physische Nothwendigkeit, im Menschen eine gewisse moralische.

21. Mit der Hut vor falschen Propheten muß sich aber auch, sollt ihr glücklich zum Ziele gelangen, die beharrliche, treue Erfüllung des göttlichen Willens, ein heiliges Leben verbinden, wodurch ihr zugleich eure Zugehörigkeit zu den wahren Propheten bekundet.

Täuschet euch nicht selbst, wähnend, wenn ihr nur im Bekenntnisse zum Gottessohne nicht wanket, werdet ihr gerettet sein. Nein, nein. Nicht Glaube allein, nur Glaube geeint mit einem heiligen Leben gibt Anspruch auf die messianische Seligkeit, ist das Kennzeichen des wahren Christen. Für immer bleibt euch die Himmelspforte verschlossen, wenn nicht zum gläubigen Worte auch die Christ-

liche That sich gesellt. „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist“.

Nicht jeder von denen, die zu mir sagen: Herr, Herr, das heißt, die glauben, geht ein in den Himmel, sondern unter denen, die so sagen, nur jene, welche mir auch gehorchen, den Willen des himmlischen Vaters thun, den ich, sein Sohn, euch verkünde. „Herr“ ist nach hebräischer Gewohnheit verdoppelt, um eine Steigerung des Affectes auszudrücken, die Lebendigkeit, das Angelegentliche des Bekenntnisses. Hier nennt sich Jesus zum erstenmal „Herr“. Damit will er sich keineswegs den jüdischen Rabbinen, welche man auch so zu nennen pflegte, gleichstellen, sondern, wie schon die Verbindung mit dem letzten Gerichte zeigt, sich recht eigentlich als den Herrn vor allen Herren bezeichnen, welcher über Lebende und Todte richten wird. Es liegt also in dieser Bezeichnung der Inbegriff der Erkenntnis von der ganzen Hoheit Jesu (1 Kor. 12, 3; Phil. 2, 11), in welchem Sinne auch der Apostel Johannes (13, 13 f.) und die Kirche das Wort gebrauchen; der Herr hat selbst diese ehrfurchtsvolle Bezeichnung seiner Person gebilligt (Joh. 13, 13) und sie sich selbst reserviert, indem er seinerseits niemanden „Herr“ genannt hat. Wie sich selbst „Herr“ so nennt Jesus hier zum erstenmal bei Matthäus Gott seinen „Vater“, womit er deutlich genug sich als Sohn Gottes bekennet und zwar im streng dogmatischen Sinne, denn seine Worte sind eine Vorausnahme der vollständigen christlichen Glaubenserkenntnis. In welchem Sinne seine Zuhörer damals seine Worte nahmen, kommt hier nicht in Betracht, da Jesus von der Zukunft sprechend, ihnen Worte in seinem Sinne in den Mund legt. Sie konnten aber auch schon jetzt diesen Namen recht verstehen, da „Herr“ und „Sohn“ im alten Testamente vom Messias gebraucht werden (Hi. 109, 1; 2, 7; Mal. 3, 1). — „Himmelreich“ kann hier mit Rücksicht auf „an jenem Tage“ (B. 22) nur das Reich der Vollendung, die Seligkeit bezeichnen.

22. Also nicht bloßer Glaube, sondern auch ein heiliges Leben ist nothwendig zur Erlangung der himmlischen Seligkeit. Diese allgemeine Regel erleidet keine Ausnahme. Auch die großartigste Wirksamkeit zur Ehre Gottes und zum Heile anderer kann den Mangel eines heiligen Lebens nicht ersetzen.

„Viele werden mir an jenem Tage sagen: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt und in deinem Namen Teufel ausgetrieben und in deinem Namen viele Wunder gewirkt und dann werde ich ihnen offen erklären: Niemals habe ich euch erkannt: Weichet von mir, ihr Uebelthäter.“ „Jener Tag“, von dem der Herr hier spricht, ist nach constantem biblischem Sprachgebrauche der Tag des allgemeinen Weltgerichtes (Joel 3, 4; Mal. 3, 17; Röm. 13, 12; Hebr. 10, 25). Schlechthin wird er so genannt mit Bezug auf die vielen alttestamentlichen Stellen, welche von ihm reden. Er heißt

auch „Tag des Herrn“, „Christi“, der „große“ der „jüngste“, „T. des Gerichtes“, „des Jornes“. An jenem Tage werden viele, die außerordentliches geleistet im Reiche Gottes und darum auf eine reiche Vergeltung im Jenseits rechnen, diese Rechnung als trügerisch erkennen müssen; sie werden verworfen werden. Warum? Weil ihr Leben und Wandel befleckt war, den Forderungen der Heiligkeit nicht entsprach. Welch' entsetzliche Ueberraschung, ruft der heilige Chrysostomus aus, jenseits am Gerichtstag alles anders zu finden, als man es gehofft hatte und sich vom ewigen Richter verworfen zu sehen, nachdem man in der Welt als Gerechter und Auserwählter gegolten hat.

Mit dem hl. Augustin sehen auch viele neuere Erklärer in den „vielen“ die B. 15 ff. geschilderten falschen Propheten. Aber mit Unrecht, denn abgesehen von der Beschaffenheit der von diesen gewirkten Wunder handelt es sich hier nicht um einen Gegensatz der Lehre, sondern des Lebens. Da im Anfange des Christenthums die sogenannten *gratiae gratis datae* oft den Gläubigen gegeben wurden (1 Cor. 12, 4 ff.; Gal. 3, 5), war es sehr angezeigt, zu mahnen, daß niemand in diesen Gaben schon ein Unterpfand der Seligkeit sehen möge. Das ist Selbsttäuschung, vergebliches Hoffen.

Das Vergebliche solcher Hoffnung stellt der Herr lebhaft dar, indem er am Tage des Gerichtes einen Dialog zwischen solchen und dem Richter vor sich gehen läßt. Sie werden an jenem Tage flehentlich zum Weltenrichter sagen: „Haben wir nicht in deinem Namen“ usw. (dreimal sagen sie mit großer Betonung „in deinem Namen“, eigentlich durch Anwendung und Aussprechen deines Namens, weil sie gerade durch diesen Namen sich einen Anspruch auf das Himmelreich zu erwerben gedachten), d. i. waren wir nicht ausgerüstet mit außerordentlichen Kräften? Sollen diese nicht besondere Zeichen der Erwählung sein? Haben wir denn nicht gewirkt zur Ehre deines Namens? Soll das jetzt alles nichts gelten, alles vergeblich sein? Ja, alles vergeblich, wird ihnen der Richter entgegnen. „Und dann werde ich ihnen offen erklären“ (damit ist das feierliche Auftreten des Weltenrichters angedeutet): „Niemals“ (auch damals nicht, als ihr solches thatet) „habe ich euch gekannt“ (als solche, welche mit mir in Gemeinschaft stehen). Ihr habt wohl meinen Namen zum Weissagen und Wunderwirken gebraucht, aber meinen Willen nicht erfüllt. Ich habe euch stets nur als Uebelthäter gekannt, nicht als die meinigen, darum habt ihr jetzt keinen Theil an mir. Weichet von mir! ins ewige Feuer (5, 25. 29. 30; 7, 19; 25, 41). Aus diesem Richterspruch ist ersichtlich, wie wahr S. Paulus schreibt 1 Cor. 13, 2. Man kann große Gaben besitzen, Großes thun, weissagen, Teufel austreiben, Wunder wirken und doch die Liebe Gottes nicht haben, nicht in Lebensgemeinschaft mit Gott stehen. Auch Judas hat gleich den andern Aposteln Wunder gewirkt und ist doch ein Bösewicht gewesen. Johannes nennt ihn schon vor dem Verrathe einen Dieb

(12, 6), ja der Herr selbst einen Teufel (Joh. 6, 71). Auch im alten Testamente kann man an Balaam sehen, daß die Gnade oft durch Unwürdige wirkt, um Andern Wohlthaten zu erweisen. Die Kirche unterscheidet deshalb strenge zwischen der heiligmachenden, selbst heiligenden und den für Andere gegebenen Gnaden und rechnet zu diesen die 1 Cor. 12, 8—10 aufgeführten Geistesgaben, Kräfte und Fähigkeiten, einem Gläubigen in außerordentlicher Weise mitgetheilt zum Besten der Mitmenschen, zur Erbauung und Verherrlichung der Kirche. Wenn er nun diese Gaben noch so eifrig anwendet, ein gewaltiger Prophet, großer Wunderthäter und Bußprediger ist, der Viele rettet, so ist das für ihn noch kein Anspruch auf die ewige Seligkeit; er kann doch selbst verloren gehen, wenn er damit nicht eigene Heiligkeit verbindet.

In diesem Richterspruch manifestiert Christus seine Allwissenheit und sich als denjenigen, der alles Gericht halten wird. Daß aber Gott die Welt richten wird, war ein durchaus allgemeiner Glaube bei den Juden, wie wir aus den Psalmen und bei den Propheten sehen. Da also Christus selbst sich als Weltenrichter feierlich kundgibt, zeigt er sich selbst auch wiederum, wie schon durch die Namen „Herr“ und „Sohn“ als Gott.

Und so entfaltet sich denn, sagt H. Weiß, die Autorität der Person Jesu Christi, die schon in den einzelnen Vorschriften der Bergpredigt hervorgetreten, beim Schlusse des Ganzen plötzlich riesengroß vor den erschütterten Zuhörern. Wohl schließt auch der alttestamentliche Gesetzgeber seinen Gesetzeskodex mit Verheißungen des Segens und mit Warnungen vor furchtbaren Strafen, welche an dem erwählten Volke je nach dessen Gehorsam oder Ungehorsam von Gott würden ausgeführt werden (Lev. 26, 1 ff.; Deut. 27; 28; 29); hier jedoch tritt mit überirdischer, richterlicher Majestät umkleidet Christus selbst als der Herr über Leben und Tod am Schlusse seiner Reichspredigt unmittelbar vor die zur Theilnahme am messianischen Reiche Berufenen. Von heiligem Schauer mußten darum alle ergriffen werden, als der Herr nunmehr anknüpfend zunächst an die letzte Warnung, aber zugleich auf die ganze Summe der vorgeschriebenen messianischen Reichsbürgerpflichten zurückweisend seine Predigt in erschütternder parabolischer Rede schloß, welche jener bei Ezech. 13, 11 und Jf. 28 17 nicht unähnlich ist.

24—27. „Jeder nun, der diese meine Worte hört und sie thut — ich werde ihn einem verständigen Manne gleichmachen, der sein Haus auf den Felsen baute. Und es goß herab der Regen und es brachen die Ströme herein und es bliesen die Winde und sie stürmten wider jenes Haus und es fiel nicht, es war ja auf den Felsen gebaut.“

„Und jeder, der diese meine Worte hört und sie nicht thut, wird einem thörichten Manne gleichgemacht werden, welcher sein Haus auf den Sand baute.“

27. „Und es goß herab der Regen und es brachen die Ströme herein und es bliesen die Winde und sie schlugen wider jenes Haus und es fiel und sein Fall war groß.“ Man beachte das wiederkehrende „und“ und in Betreff der Sache: der Regen stürzt auf das Dach, die Fluten unterwühlen die Grundfesten, und Sturm und Wind zertrümmern die Wände.

Dieser tief ergreifende Schluß der Bergpredigt voll der höchsten Lebendigkeit, Kraft und Schönheit, wie ihn Matthäus und Lukas dem Sinne nach übereinstimmend, aber mit vielen Spuren selbstständiger Behandlung darbieten, stimmt einzig zu der Erhabenheit der ganzen Rede. Er gehört, wie Aberle bemerkt, auch nur unter dem rein oratorischen Gesichtspunkte betrachtet, zu dem Großartigsten und Wirkungsvollsten im ganzen Gebiete der Beredsamkeit. Wie lebendig und anschaulich ist die Schilderung des Orkanes mit seinen plötzlichen Wassergüssen, wie kraftvoll die kurzen Sätze, wie versinnlichen sie so packend die furchtbare Gewalt, mit welcher in südlichen Gegenden der Sturm wüthet und der Regen herabströmt.

Weil das Vollbringen von Wundern und Zeichen, die glanzvollste äußere Wirksamkeit allein ohne Erfüllung der göttlichen Gebote noch nicht zur Theilnahme am Himmelreiche berechtigt, so können also nur diejenigen, welche die Gebote Jesu, die er hier kundgethan, getreulich beobachten, gerettet werden.

Da im Vorhergehenden der Blick des Herrn auf das künftige Heil oder Verderben gerichtet war, so ist unter dem gut gegründeten „Hause“ das ewige Leben und unter dem schlecht fundamentierten das ewige Verderben zu verstehen. Der „Fels“, das gute Fundament der Seligkeitshoffnung, ist das praktische Christenthum, der in Liebe thätige Glaube; der „Sand“ dagegen, das trügerische Fundament der Seligkeitserwartung, ist der bloß äußerliche Wortglaube (21). „Regen“, „Wasserfluten“ und „Sturm“ bedeuten zunächst die schweren Heimsuchungen und Drangsale, welche nach Christi und St. Pauli Lehre mit dem Weltgerichte verbunden sind (Matth. 24, 6 ff.; 1 Cor. 7, 26; Gal. 1, 4), dann die Wehen und Schauer des Gerichtes selbst. Die Erinnerung daran, sagt Schanz, bot das großartigste Motiv, um den Zuhörern die Wichtigkeit der neuen Ordnung zum Bewußtsein zu bringen, und sie nicht bloß zur gläubigen Annahme der neuen Gebote, sondern auch zur treuen Befolgung derselben zu veranlassen, denn davon hängt das ewige Los, das Urtheil beim Weltgerichte ab.

„Wer die Worte des Herrn hört und sie thut“, dem Herrn glaubt und nach seinem Glauben lebt, der hat sein Heil sicher gestellt, ihn wird der Herr am Tage des Jornes gnädig bewahren, nicht untergehen, sondern am ewigen Heile theilnehmen lassen. Das dem einzelnen Menschen gleich nach dem Tode bevorstehende besondere Gericht ist als eine gewisse Anticipation jenes „Tages“ in denselben eingeschlossen zu denken.

Die so großartig geschilderten Wetterstürme und Wasserfluten werden aber auch, von der ältern Exegese ausschließlich, als Bild der vielen Leiden, Versuchungen u., welchen der Mensch bis zum Tode ausgesetzt ist, aufgefaßt und der feste Grund von Jesus Christus gedeutet (1 Cor. 3, 11). Glückliche, wer sein Lebenshaus auf Jesus baut, dessen gesamntes Denken und Wirken in ihm wurzelt und von ihm getragen und durchwirkt wird. Es steht fest im Stürmen und Toben der Leiden und Versuchungen (Jf. 28, 16; Spr. 10, 25). Mögen die Schauer der Leiden sich auf ihn ergießen, mögen die Stürme der Versuchungen und Verfolgungen ihn umbrausen, er wankt und fällt nicht, vergleichbar dem Hause auf Felsengrund, das nicht wankt und schwankt und fällt, wenn auch, ob sie sich verschworen hätten, Regengüsse und Gewitterstürme dawider toben, ihre Wuth an Dach und Wand und Fundament auslassen. Er kann mit Sanct Paulus sprechen: Wer wird uns trennen von der Liebe Christi u. (Röm. 8, 35). Wie ganz anders aber das Los desjenigen, welcher die Worte Jesu bloß hört, aber nicht befolgt, ein unfruchtbarer Baum ist (B. 22). „Er wird gleichgemacht werden (gleichgestellt) dem thörichten Manne, der sein Haus auf Sand gebaut hat.“ Oder ist es nicht thöricht, wenn einer seine Seligkeit gesichert wähnt auf so schlechtem Fundament, sie erwarten will von einem Leben, das mit dem Glauben in Widerspruch steht, sie gründen will auf den Sand der Scheinfrömmigkeit statt auf den Felsen der thatenreichen heiligen Liebe? Und wie wird bestehen mögen im Plazregen der Versuchungen, im Strome der Leidenschaften, dem Anstürme des Satans, wer nicht feststeht in der opfermuthigen Liebe zu Jesus? O thörichte Weisheit gegen Gottes Offenbarung, o thörichter Glaube, dem die Liebe mangelt!

„Und groß war sein Sturz.“ In der That ein schrecklicher Sturz, wenn man seine Seele verliert und aller ewigen Güter beraubt wird.

Um der heftigen Wetterstürme willen wurden in Palästina die Grundmauern eines gutzubauenden Hauses bis auf den Felsen hinabgeführt, so daß sie häufig ebenso tief als das Haus hoch wurden. Das ist nach Robinson 3, 428 noch jetzt durchgängig im Lande gebräuchlich. Robinson erzählte von dem neuen Hause des Abu Nojio, welches er in Nazareth besuchte, daß man bei der Fundamentierung 30' bis zum Felsen hinabgraben mußte (Schanz).

Wie der Evangelist in zwei Versen die Rede eingeleitet, Gelegenheit und Umstände derselben angegeben, so macht er jetzt in zwei Versen noch auf den Eindruck aufmerksam, welchen dieselbe auf das Volk machte und auf das Urtheil, das es unter diesem Eindrucke über die Lehre Jesu aussprach:

„Und es geschah, als Jesus diese Worte vollendet hatte, staunten die Volksscharen über seine Lehre.“ Jetzt nach Vollendung der Rede tritt an die Stelle der bisherigen gespannten Aufmerksamkeit

das Staunen, die allgemeine Verwunderung der hingerissenen Menge. „Und es geschah“ ist eine viel angewendete hebräische pleonastische Formel, welche auch die Evangelisten (unter ihnen besonders Lukas) öfters anwenden, wo dem Hauptsatze noch eine Zeitbestimmung vorausgeht. Der tiefe Eindruck der Rede Jesu läßt schließen, daß die Scharen den Herrn noch nie in so ausgedehntem Vortrage predigen gehört hatten.

V. 29 gibt das sehr berechtigte Motiv ihrer Verwunderung an. Sie staunten, „denn er lehrte sie wie Einer, der Macht hat.“ Das ist das Bekenntnis des Volkes, nicht eine Bemerkung des Berichterstatters.

Viele fassen „Macht“ (ἐξουσία) vom mächtigen Eindrucke seiner Rede und erklären also: Jesu Worte drangen tief in die Herzen der Zuhörer ein und übten eine große, erschütternde Gewalt aus über die Gemüther der Menge. Sie fühlte sich ganz anders bewegt, als bei den Redereien ihrer Rabbinen, die gelehrte Spitzfindigkeiten, Worte ohne Geist und Leben waren. Besser aber wohl nehmen wir das Wort hier von der Lehr- und Gesetzgebungs-Gewalt oder -Vollmacht, von der unmittelbar göttlichen Sendung mit höchster Machtvollkommenheit. Wie und was Jesus lehrte, brachte im Volke die Vermuthung hervor, daß, der da gesprochen, der Prophet sein möge, den Moses geweissagt (Deut. 18, 18 f.), der Messias, der als „Lehrer der Gerechtigkeit“ in die Welt kommen sollte (vgl. Joel. 2, 23; 3, 1 ff.), weshalb sie ihm auch noch weiter nachfolgten (8, 1). Dem gesunden Volkssinn lag ein solcher Schluss nahe, wenn er auch keine tiefe Wurzel faßte. Das Volk zeigt Bereitwilligkeit, die höhere Sendung Jesu anzuerkennen, wird sich aber zur entschiedenen Trennung von den Pharisäern und Schriftgelehrten, deren Lehre ihm nicht imponierte, nicht erschwingen können, vielmehr im entscheidenden Augenblicke von ihnen zum Morde dessen, dem es göttliche Lehrgewalt zuerkannt hat, hinreißen lassen.

Ueber den oftmaligen Empfang der heiligen Communion in alten Zeiten.

Von Dr. Mathias Högl, Militärprediger in Amberg (Bayern).

Wie Christus bei der Einsetzung des allerheiligsten Altars-sacramentes allen Anwesenden seinen Leib und sein Blut mittheilte, so war es in den ältesten Zeiten der Kirche Sitte, daß alle beim Opfer Anwesenden mit dem Bischofe oder Priester am heiligen Mahle theilnahmen. Opfer und Laiencommunion galten so innig miteinander verbunden, daß viele, welche die Stationen beobachteten, dem Opfer gar nicht beiwohnten, um nicht communicieren zu müssen. Denn sie hielten das Fasten nicht vereinbar mit dem Empfange der heiligen Eucharistie. Deswegen rieth ihnen Tertullian, die heilige Eucharistie